

## **Die Allgemeinheit des Vergleichs. Ein komparatistisches Problem und seine Entstehung um 1800**

### *Einleitung*

Am Beginn dieser Überlegungen steht eine Irritation. Warum nennt sich die disziplinär organisierte philologische Vergleichswissenschaft, die Komparatistik, in Deutschland ‚Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft‘? Was bedeutet diese Zusammenstellung des Vergleichenden mit dem Allgemeinen – auch über die Vorgeschichte der AVL hinaus? Was für eine Art von ‚und‘ verbindet (oder trennt) die beiden Begriffe? Stehen sie auf ein und derselben epistemologischen Ebene? Inwiefern ist die Beschäftigung mit der Kategorie des Allgemeinen hilfreich – oder gar unumgänglich –, wenn es um eine Geschichte vergleichender Wissenschaften geht?

Jenseits der Konvention, ‚allgemein und vergleichend‘ in einem Atemzug zu nennen, fällt zunächst eine erhebliche Distanz zwischen beiden Termen auf. Das *Allgemeine* ist eine philosophische Kategorie, genauer: ein metaphysischer Begriff. Er meint bei und seit Aristoteles das, was verschiedenen Besonderheiten notwendig gemeinsam ist.<sup>1</sup> Grundsätzlich kann das zweierlei bedeuten: dass sich das Allgemeine im je Besonderen verwirklicht, oder umgekehrt, dass es aus der Vielzahl der Besonderheiten überhaupt erst ableitbar ist. In beiden Sichtweisen, der deduktiven wie der induktiven, ist das Allgemeine von erheblichem Interesse für die historische Epistemologie: als Positionsnahme, als Macht- und Wirkungsfaktor, als „Hochsitz des Wissens“.<sup>2</sup> Der korrekte Gegenbegriff wäre in all diesen Verwendungsweisen, wie bereits gesagt, das *Besondere*. Allerdings heißt es nicht: Allgemeine und Besondere Literaturwissenschaft.

Was das *Vergleichende* betrifft, so funktioniert es schon von der Wortbildung her anders. Es ist kein Adjektiv wie ‚allgemein‘ oder ‚besonders‘, sondern das Partizip Präsens von ‚vergleichen‘, also grammatisch ein Mittelwort zwischen Verb und Adjektiv. ‚Vergleichend‘ heißt ‚die Handlung des

<sup>1</sup> Vgl. Aristoteles: *Metaphysik. Schriften zur Ersten Philosophie*, übers. von Franz F. Schwarz, Stuttgart 1970, S. 195-198 (1038b-1039a).

<sup>2</sup> Vgl. Michael Hagner/Manfred Laubichler (Hg.): *Der Hochsitz des Wissens. Das Allgemeine als wissenschaftlicher Wert*, Berlin 2006.

Vergleichens vollziehend'; die analoge Bildung wäre nicht ‚allgemein‘, sondern ‚verallgemeinernd‘. Nun sagt man aber auch nicht: Verallgemeinernde und Vergleichende Literaturwissenschaft. Um so mehr stellt sich die Frage nach dem ‚und‘ in dem stehenden Ausdruck ‚allgemein und vergleichend‘.

Für die Fachgeschichte der literaturwissenschaftlichen Komparatistik lassen sich zwei unterschiedliche Forschungsstrategien veranschlagen. ‚Verglichen‘ werden demnach Werke, Autoren, Epochen und Literaturen in ihren je einzelnen Sprachen. Diese Tradition reicht von den apologetischen Traktaten der Renaissance, die die Literaturfähigkeit der Volkssprachen in vergleichender Abgrenzung zum Lateinischen und Griechischen darlegen sollten, bis hin zum Imperativ des Vergleichs verschiedensprachiger Literaturen in weiten Teilen der heutigen universitären Komparatistik. Gegenüber dieser Tradition des Vergleichenden bezieht sich die des Allgemeinen auf das theoretische, von einzelsprachiger Besonderheit grundsätzlich unabhängige Interesse an Literatur. Dieser Aspekt lässt sich diachron wesentlich weiter zurückverfolgen – bis hin zur antiken Rhetorik und Poetik. Während das Vergleichen in der disziplinären Selbstbezeichnung der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft vielfach explizit als Handlung oder Operation thematisiert wird, steht dort die Kategorie des Allgemeinen als solche kaum zur Debatte.

Dabei gibt es durchaus Möglichkeiten, das Vergleichen mit Blick auf das Allgemeine zu operationalisieren. Das gilt zunächst quantitativ: Fragen des Allgemeinen wären demnach unter Berücksichtigung so vieler Einzelheiten (d.h. für die AVL: so vieler einzelsprachiger Literaturen) wie möglich zu erforschen. Qualitativ bedeutet das: Allgemeinheit soll erreichbar sein durch extensives Vergleichen des Besonderen, sozusagen als dessen Umschlagen ins Allgemeine. Man könnte auch sagen, dass es überhaupt keine Fragen nach dem Allgemeinen gibt, die sich ohne Rekurs auf das Besondere bearbeiten lassen – aber eben nicht auf das je vereinzelte Besondere, sondern auf das immer schon vergleichbare Besondere. Aus dieser Überlegung resultiert das methodologische Interesse, den Vergleich selbst in seinem Bezug zum Allgemeinen zum Problem zu machen.

Dieses Problem wird im Folgenden für die Zeit um 1800 behandelt. Dabei geht es allerdings nicht um einen Spezialbeitrag zur Frühphase der literaturwissenschaftlichen Komparatistik im engeren Sinne. Das Interesse an der Allgemeinheit des Vergleichs macht sich um 1800 in durchaus unterschiedlich intendierten komparatistischen Programmen bemerkbar, was an vier Beispielen aufgezeigt werden soll: an Friedrich Schlegels Vergleichsmethodik in *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (1808), an Goethes *Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre* (1794), an den Begriffen Analogie und Gleichung in Novalis' *Allgemeinem Brouillon* (1798/99) und am breit angelegten Vergleichsverfahren in Johann Arnold Kannes *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie* (1808). Dabei zeigt sich der Zu-

sammenhang von ‚allgemein und vergleichend‘ als eine spezifische Konstellation der Zeit um 1800 – die aber nach wie vor unabgeglichene methodologische Probleme sichtbar macht.

### 1. Schlegel: Vergleich des Vergleichs

Das Problem der Allgemeinheit des Vergleichs zieht sich quer durch das Textkorpus vergleichender Wissenschaften um 1800. Die zahlreichen vergleichenden Disziplinen, die in dieser Zeit entstehen – vergleichende Anatomie, vergleichende Geographie, vergleichende Sprachgeschichte, vergleichende Literaturgeschichte, vergleichende Rechtsgeschichte, vergleichende Mythologie, vergleichende Theologie –, zielen prinzipiell auf allgemeine Kenntnisse, die aus Vergleichen hervorgehen oder jedenfalls mit diesen ins Verhältnis gesetzt werden sollen. Zudem verstehen sich die vergleichenden Wissenschaften um 1800 auch in der Weise als allgemein, dass sie *untereinander* verglichen werden können. Vor allem diese interne Vergleichbarkeit vergleichenden Wissens sollte für die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts richtungweisend werden. Die dafür einschlägige Formulierung findet sich 1808 in Friedrich Schlegels Abhandlung *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, im dritten Absatz des dritten Kapitels „Von der grammatischen Struktur“:

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innere Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.<sup>3</sup>

In Michel Foucaults einflussreicher Darstellung des wissenschaftsgeschichtlichen Umbruchs an der Wende zum 19. Jahrhundert markiert dieser Satz die epochale Leistung von Schlegels *Indier*-Buch.<sup>4</sup> Hinsichtlich der vergleichenden Grammatik, von der hier konkret die Rede ist, liegt die Innovation für Foucault im Gewinnen der „Dimension des rein Grammatikalischen“,<sup>5</sup> im radikal strukturellen Blick auf die Systematik der Flexionen, die man nun „direkt

<sup>3</sup> Friedrich Schlegel: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe* (im Folgenden: KFSa), hg. von Ernst Behler u.a., München/Paderborn u.a. 1958ff., Bd. 8, S. 105-433 (S. 137).

<sup>4</sup> Zur Datierung des Umbruchs „um 1800“ vgl. Foucaults Reflexionen am Beginn des 2. Teils von *Die Ordnung der Dinge*, wo von einer „Dispersion in der Chronologie“ die Rede ist, für die gleichwohl ein „Verbindungspunkt ungefähr um 1795 bis 1800“ aufzuweisen sei: Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (1966), Frankfurt/M. 1995, S. 273.

<sup>5</sup> Ebd., S. 291.

miteinander vergleichen“<sup>6</sup> könne, ohne dass man den Umweg über spekulative Wurzel-Etymologien oder andere Verfahren der Repräsentation nehmen müsse. Diese direkte Vergleichbarkeit stellt aber für Foucault nicht nur einen sprachwissenschaftlichen Neuanfang dar, sondern ist von weiter gehender theoretisch-methodischer Bedeutung. Diese findet er eben in Schlegels Satz, die vergleichende Grammatik werde „Aufschlüsse [...] auf ähnliche Weise geben [...] wie die vergleichende Anatomie“ – was Foucault wie folgt umschreibt: „Schlegel wußte sehr wohl: die Konstitution der Historizität auf dem Gebiet der Grammatik hat sich nach dem gleichen Modell vollzogen wie in der Wissenschaft vom Lebendigen.“<sup>7</sup>

Allerdings steht Schlegels Befund einer *Ähnlichkeit* zwischen zwei Vergleichsdisziplinen in einer gewissen Spannung zu Foucaults Befund, hier liege das *gleiche Modell* vor, sowie zu seiner Formel von der *direkten Vergleichbarkeit*. Immerhin fällt beim näheren Hinsehen auf, dass Schlegel gerade nicht von direkter Vergleichbarkeit ausgeht, sondern die von ihm bekundete Ähnlichkeit als proportionales Verhältnis nach dem Muster ‚A zu B wie C zu D‘ ins Werk setzt – wobei noch dazu die zentrale Schaltstelle des ‚wie‘ zur Debatte steht. Denn, um Schlegel verdeutlichend zu wiederholen: Die „innere Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik“ erhellt die Sprachgeschichte „auf ähnliche Weise [...], wie die vergleichende Anatomie“ es für die Naturgeschichte geleistet hat. Mit diesem *Ähnlich-Wie* lässt Schlegel die Vergleichbarkeit von Anatomie und Grammatik, von Lebens- und Sprachwissenschaften auf eher vage, tastende Weise entstehen, während Foucault von einer Gewissheit Schlegels ausgeht („Schlegel wußte sehr wohl“).

Die Vagheit der Vergleichspartikeln wird man nicht überlesen dürfen, wenn man sich mit der Geschichte vergleichender Wissenschaften um 1800 befasst, gerade dann nicht, wenn es um Vergleiche von höherer Potenz und von theoretischem Allgemeinheitsanspruch geht. In der Tat scheinen zwar die Vergleichswissenschaften der Zeit immerfort das von Foucault angesprochene Vorhandensein eines gleichen Modells zu postulieren; zugleich lassen sie aber ein solches Modell erst nach und nach entstehen. Es handelt sich um eine methodologisch eher unbekümmerte ‚Legitimation durch Verfahren‘, in der Deduktion und Induktion ineinander greifen. Damit sind aber die erkenntnistheoretischen Probleme gerade nicht abgegolten. Vor allem kann nicht als ausgemacht gelten, dass in der bloßen Evidenz der Ähnlichkeiten schon ein verlässlicher Grund der Vergleichbarkeit liege.

Ablesen lässt sich dieses Problem nicht zuletzt an Schlegels eigenem Umgang mit dem Begriff der Ähnlichkeit in *Über die Sprache und Weisheit der Indier*. Dieser Begriff dient in den ersten beiden Kapiteln des Buchs

<sup>6</sup> Ebd., S. 355f.

<sup>7</sup> Ebd., S. 342.

dazu, ein Bild von Beziehungen zwischen Sprachen zu entwerfen, das im Konzept des ‚rein Grammatikalischen‘ noch keineswegs aufgeht. Im ersten Kapitel ist „Ähnlichkeit“ Teil eines Spektrums von „Verwandtschaft“, „Übereinstimmung“ und „Abstammung“,<sup>8</sup> dessen interne Abstufungen letztlich nicht geklärt werden. Im zweiten Kapitel, „Von der Verwandtschaft der Wurzeln“, befasst sich Schlegel ausführlich mit dem Phänomen der Ähnlichkeiten zwischen Wörtern verschiedener Sprachen.<sup>9</sup> Die Wurzel ist dabei eine Kategorie, die sich unabhängig von der grammatischen Flexion beobachten lässt, die also noch nicht dem im Folgekapitel aufgestellten Strukturpostulat unterworfen ist. Vielmehr greift Schlegel hier eigene Vorarbeiten auf, die er einige Jahre zuvor unter dem Titel *Deutsche Grammatik* angelegt hatte und in denen rein *phänomenale* Ähnlichkeiten zwischen deutschen und lateinischen sowie griechischen Wörtern aufgeführt worden waren.<sup>10</sup>

Im *Indier*-Buch übernimmt Schlegel diese Technik der etymologischen Auflistung als Heuristik für seine Beschäftigung mit dem Sanskrit. So führt er im zweiten Kapitel zunächst „einige indische Worte an, welche dem Deutschen eigentümlich sind. *Shrityoti* – er schreitet, *vindoti* – er findet, *shliṣyoti* – er umschließet, [...] *Ondani* – die Enten, *Noko* – der Nagel, *shtiro* – unbeweglich, stier, *Oshoton* – das Essen u.s.w.“<sup>11</sup> Der Versuch, die offenkundigen *Unterschiede* innerhalb der gefundenen Wörterpaare zu erläutern, fehlt in diesen Passagen ebenso wie eine ausgeführte sprachhistorische Argumentation. Vielmehr geht es darum, möglichst viele Ähnlichkeiten auf möglichst anschauliche, evidente Weise zu präsentieren. Gleich darauf heißt es zur Erläuterung einer Liste mit Parallelen zwischen einerseits Indisch und andererseits Englisch, Niederdeutsch und Isländisch: „Andre Wurzeln stimmen mehr mit der Form der Worte überein, die sich in den verwandten Mundarten darbietet“<sup>12</sup> – wobei der Begriff der Verwandtschaft (mit dem Deutschen) hier nicht aus dem Befund der phänomenalen Ähnlichkeit gewonnen, sondern zu dessen Plausibilisierung vorausgesetzt wird.

Einige Seiten weiter schreibt Schlegel, aus indischen Wörtern ließen sich „eben so leicht“ und „eben so gut“ wie deutsche auch keltische, lateinische und persische ableiten; ein indisches Wort treffe „in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Spra-

<sup>8</sup> Schlegel: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, S. 115.

<sup>9</sup> Ausführlicher zum Problem der Wortähnlichkeiten bei Schlegel vgl. Stefan Willer: *Poetik der Etymologie. Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik*, Berlin 2003, S. 94-99.

<sup>10</sup> Nach dem Muster „Schändlich Scandalum“, „Füllen (Fohlen) pullus“, „Knie“, „Thräne.“ (KFSa, Bd. 17, S. 19, 21, 25).

<sup>11</sup> Schlegel: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, S. 119.

<sup>12</sup> Ebd.

chen überein.<sup>13</sup> Aufgrund dieser Variabilität verwendet er wiederholt Formulierungen, in denen sich die von ihm postulierte genealogische Reihenfolge umkehrt, derzufolge das Sanskrit die älteste der verglichenen Sprachen sei.<sup>14</sup> Statt dessen kann das Sanskrit unter dem Aspekt der ‚Wurzelverwandschaft‘ ohne nähere Erläuterungen auch in methodisch nachträglicher, synthetisierender Funktion auftreten – etwa wenn es heißt, dass in indischen Wörtern persische, lateinische und griechische ‚zusamenträfen‘ oder durch jene ‚vereinigt‘ würden.<sup>15</sup>

Es ergibt sich also eine beträchtliche Weitläufigkeit im Verhältnis von Wortähnlichkeiten einerseits und grammatischer Vergleichsmethodik andererseits. Dies festzustellen ist auch deshalb wichtig, weil Schlegel seine eigene Heuristik im *Indier*-Buch wiederholt problematisiert und eigentlich programmatisch auszuschließen versucht, etwa wenn er schreibt, dass man den „etymologischen Künste[n] und Gaukeleien [...] zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich d.h. durchaus historisch betrachten will“.<sup>16</sup> Um so auffälliger ist es, dass das Konzept der vergleichenden Grammatik von Anfang an so stark durch die bloße Evidenz des Ähnlichen geprägt ist. Vor allem dieser Stellenwert von Ähnlichkeit als theoretisch schwer einzuholendes phänomenales Vorkommnis ist mitzubedenken, wenn die Kategorie des Ähnlichen dann zu Beginn des dritten Kapitels in der zentralen vergleichstheoretischen Formel Schlegels auftaucht. Dass die vergleichenden Wissenschaften für miteinander vergleichbar erklärt werden, ist nicht zu trennen von der Vagheit der „ähnlichen Weise“, in der sich dieser Vergleich vollziehen soll.

## 2. Goethe: Allgemeine Vergleichungslehre

Das Problem von Ähnlichkeit, Evidenz und Vergleichbarkeit stellt sich auch in derjenigen Wissenschaft, auf die Schlegel an der besagten Stelle verweist: in der vergleichenden Anatomie. Allerdings hatte die Methode des Vergleichens in der Anatomie zum Ausgang des 18. Jahrhunderts bereits eine so große Selbstverständlichkeit erreicht, dass sich diese Wissenschaft nicht mehr in der Weise von Grund auf um die Konstitution ihres Gegenstands bemühen musste, wie dies für Schlegels vergleichende Grammatik notwendig war. Gleich zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen bereits die großen Standardwerke und Lehrbücher der Disziplin: Georges Cuviers *Leçons*

<sup>13</sup> Ebd., S. 127.

<sup>14</sup> Ebd., S. 115: „Bei der Vergleichung ergibt sich ferner, daß die indische Sprache die ältere sei [als römisch, griechisch, germanisch, persisch], die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.“

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 127.

<sup>16</sup> Ebd., S. 149.

*d’anatomie comparée* (seit 1801) und Johann Friedrich Blumenbachs *Handbuch der vergleichenden Anatomie* (1805). In entwurfsartigen Texten zur Frage des Allgemeinen in der vergleichenden Anatomie um 1800 ging es daher weniger um die Gewinnung eines schlechthin neuen Wissens als um die erneute Befragung der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen einer bereits etablierten und kanonisierten Vergleichsdisziplin. Das gilt jedenfalls für Johann Wolfgang Goethes seit den 1790er Jahren entstandene Schriften zu diesem Thema – so auch für den vermutlich 1794 niedergeschriebenen, zu Lebzeiten unveröffentlichten Aufsatz mit der einschlägigen Überschrift *Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre*.<sup>17</sup>

Für Goethe stand in dieser Zeit die „Morphologie“, die Lehre von den Formen und Gestalten der Lebewesen – sowie von deren *metamorphotischer* Verwandlung –, im Zentrum seiner Tätigkeit als Naturforscher.<sup>18</sup> In den diesbezüglichen Überlegungen problematisiert er das gesamte Methodeninventar der vergleichenden Anatomie: den Vergleich verschiedener Tierarten hinsichtlich ihres Körperbaus und ihrer Organe, das Verfahren der Zerlegung und Zergliederung toter Körper sowie die Zielvorgabe, Erkenntnisse über strukturelle und funktionale Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu gewinnen und zu einer gültigen Klassifikation der Arten zu kommen. Dabei richtet sich Goethes Methodenkritik, die er nicht nur in dem explizit so betitelten Aufsatz als „allgemeine Vergleichungslehre“ durchführt, auf die unausgesprochene Voraussetzung der vergleichenden Anatomie: dass *Vergleichbarkeit* als solche immer schon gegeben sei.

In einem aus den früheren 1790er Jahren stammenden *Versuch über die Gestalt der Tiere* notiert Goethe einleitend die „Bemühungen der vergleichenden Anatomie und Hindernisse welche dieser Wissenschaft entgegenstehen“.<sup>19</sup> Dabei würdigt er die Leistungen, die die Anatomen im „Beschreiben Zergliedern und Ordnen“<sup>20</sup> der Tiere erzielt hätten, bemängelt aber die fehlende Klarheit darüber, was eigentlich womit verglichen werde. Hauptsächlich liege das daran, dass in der Anatomie unausgewiesen bleibe, welchen Stellenwert der Mensch einnehme – als forschendes, erkennendes Subjekt einerseits, als immer mitgemeintes Objekt des Vergleichs andererseits. Ein Indiz für dieses Problem erkennt Goethe in der anatomischen

<sup>17</sup> Johann Wolfgang Goethe: „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre“, in: ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*, hg. von Karl Richter, München/Wien 1985-1998 (im Folgenden: MA), Bd. 4.2, S. 179-184.

<sup>18</sup> Neben Optik und Farbenlehre. – Die Wortprägung findet sich bei Goethe titelgebend zuerst als Überschrift der kurzen Notiz „Morphologie“ von 1795, die die Definition enthält „Gestaltenlehre ist Verwandlungslehre“ (MA, Bd. 4.2, S. 188). Als Titel einer Publikation erscheint „Morphologie“ erst ab 1817, in den Heften *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* (MA, Bd. 12).

<sup>19</sup> Goethe: „Versuch über die Gestalt der Tiere“, in: MA, Bd. 4.2, S. 134-145 (S. 134).

<sup>20</sup> Ebd.

Terminologie. Man habe „die Terminologie der tierischen Teile so viel es sich wollte tun lassen auf die Terminologie der menschlichen Teile reduziert“ und somit möglicherweise „die Base der vergleichenden Anatomie auf immer festgestellt“; allerdings entferne man sich dabei nicht wesentlich von der „falsche[n] Vergleichung“, die etwa entstehe, wenn ein Reiter den *carpus* beim Pferd als „Knie“ bezeichne, obwohl es sich anatomisch um die Entsprechung des Handwurzelknochens handle.<sup>21</sup> Goethes Beanstandung lautet dann wie folgt:

Man hat bisher wie oben schon erwähnt worden, bald die Tiere unter einander, bald die Tiere mit dem Menschen, bald den Menschen mit den Tieren verglichen, man hat also, mit dem *tertio comparationis* immer gewechselt, und dadurch oft den Faden der Beobachtung verloren.<sup>22</sup>

Die eigentliche methodische Unausgewogenheit – Goethe spricht auch von einer „Art Schwanken in der Methode der vergleichenden Anatomie“ – hat demnach mit dem *tertium comparationis* zu tun, d.h. mit der Frage, inwiefern ein *Drittes* die Vergleichbarkeit zweier Terme motivieren oder plausibilisieren, wenn nicht überhaupt erst begründen kann. Dass Goethe zur Aufmerksamkeit im Umgang mit diesem Dritten anmahnt, ist für die Frage nach dem Allgemeinen des Vergleichs von entscheidender Bedeutung. Dabei ist die Bemerkung wichtig, dass zwar die Reflexion über das *tertium comparationis* für eine generelle Methodologie des Vergleichens durchaus zentral erscheint, dass sie aber in der Praxis der zeitgenössischen vergleichenden Anatomie keineswegs im Vordergrund steht. Reflexionen über Vergleichsgründe und Vergleichbarkeiten werden dort eher unterschwellig eingespielt und treten gegenüber dem Setzen auf die Evidenz des jeweiligen Vergleichs zurück.

Konsultiert man etwa den Abschnitt „Von den Sinnwerkzeugen überhaupt und den Organen des Tastens ins Besondere“ in Blumenbachs *Handbuch der vergleichenden Anatomie*, so stellt man eingangs eine – theoretisch nicht näher begründete – Orientierung am menschlichen Tastsinn und Tastvermögen fest, wenn es heißt, das eigentliche Tasten bestehe darin, „absichtlich äussere Gegenstände zu befühlern, zu exploriren, gleichsam zu sondiren“.<sup>23</sup> Daran schließen sich dann die weiteren Beobachtungen an: „Am vollkommensten, dem menschlichen Bau am ähnlichsten, ist bekanntlich das Organ des Betastungssinnes bey den Quadrumanen ausgebildet“; „Desto unverkennbarer zeigt sich derselbe nach meinen Untersuchungen an dem so wunderbaren Schnabelthier“; dessen Tastorgan wiederum „stimmt seinem Bau nach zum Bewundern mit dem bey den Gänsen und Aenten über-

<sup>21</sup> Ebd., S. 135.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Johann Friedrich Blumenbach: *Handbuch der vergleichenden Anatomie* (1805), 2. verbesserte und vermehrte Aufl., Göttingen 1815, S. 328.

ein“.<sup>24</sup> Sowohl die Orientierung am menschlichen Muster als auch die Betonung des Wunderbaren und Bewundernswerten zeigen an, dass Blumenbach durchaus noch im Paradigma der ‚Repräsentation‘ verankert ist, um es noch einmal mit Foucault zu sagen. Dennoch zielt seine Anatomie auf eine ‚direkte‘ Vergleichbarkeit der Strukturen und Funktionen ab. Ein bestimmter Knochen, ein bestimmtes Organ findet sich in diesem Tier *und* in jenem Tier: Diese Geste des Vorweisen-Könnens steht für die Vergleichbarkeit als solche ein. Somit muss man nicht mehr den Umweg über das nehmen, was diese Objekte jeweils repräsentieren.

Gleich in der Vorrede zur ersten Auflage des *Handbuchs* bekennt sich Blumenbach ausdrücklich zur Enthaltbarkeit in methodenkritischen Fragen, wobei in seiner Selbstaussage die zentrale Funktion der Wörter „gemein“ und „allgemein“ auffällt:

[...] so wie es sich auch widerlich ausgenommen haben würde, wenn ich immer und immer bey jedem Satze wo von etwas die Rede ist was irgend einer ganzen Classe oder Ordnung von Thieren *gemein* ist, den ewigen Refrain von „so viel bis jetzt bekannt“ oder „meines Wissens“ u.s.w. hätte ausdrücklich wiederholen wollen, da es sich von selbst versteht, dass jede solche *allgemeine* Behauptung nichts anders sagen will und kann, als dass der welcher sie äussert bis jetzt noch von keiner Ausnahme weiss.<sup>25</sup>

Die *allgemeinen* Sätze in der *vergleichenden* Anatomie sagen also, was verschiedenen Lebewesen *gemein* ist. Blumenbach will vorab klarstellen, dass jegliche derartige Verallgemeinerung eine „Behauptung“ ist, die sich immer durch das Vorweisen einer „Ausnahme“ falsifizieren lässt; er will aber auch auf das Triviale einer solchen Klarstellung hinweisen, wenn er vom „ewigen Refrain“ vorbehaltvoller Formulierungen als schlechter Wissenschaftsrhetorik spricht. Goethes Intervention richtet sich demgegenüber auf das Unabdingbare solcher Einreden in die Methode der vergleichenden Anatomie. Für ihn ist das Reflektieren über Vergleichbarkeit, insbesondere über die Funktion des jeweiligen *tertium comparationis*, wie bereits zitiert, der „Faden der Beobachtung“, also die Richtgröße naturwissenschaftlicher Empirie.

In diesem Zusammenhang ist bei Goethe von der notorisch vieldeutigen Kategorie des *Typus* die Rede: Wenn „ein allgemeiner Leitfaden durch das Labyrinth der Gestalten gegeben“ werden könne, dann so, dass „ein allgemeiner Typus, ein allgemeines Schema ausgearbeitet und aufgestellt würde, welchem sowohl Menschen als Tiere untergeordnet blieben, mit dem die Klassen, die Geschlechter die Gattungen verglichen, wonach sie beurteilt würden.“<sup>26</sup> Es geht also um eine allgemeine Bauform, die sich in den verglichenen einzelnen Gestalten nur jeweils unterschiedlich realisiert. Da-

<sup>24</sup> Ebd., S. 329, 331, 332.

<sup>25</sup> Ebd., „Vorrede zur vorigen Ausgabe“, S. XIII (Hervorhebungen von mir).

<sup>26</sup> Goethe: „Versuch über die Gestalt der Tiere“, S. 136.

bei wirkt offenbar die Vorstellung nach, der Goethe in den 1780er Jahren anhing: dass man nämlich den allgemeinen Typus, auf dem die Vielfalt der Naturerscheinungen beruhe, ebendort – in der Natur – auch sehen könne. Nach der ‚Urpflanze‘ scheint Goethe zeitweilig, vor allem auf der italienischen Reise, durchaus konkret gesucht zu haben, wobei auch die diesbezüglichen Notizen und Äußerungen notorisch vieldeutig sind.<sup>27</sup> Das Erblicken eines Typus scheint ebensoviel mit einer Ideenschau zu tun zu haben wie mit dem suchenden Blick des botanisierenden Naturforschers.<sup>28</sup>

Auf eben diese Frage des Blickes kommt Goethe in seinem *Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre* zu sprechen. Der knapp fünfseitige Entwurf erörtert erneut das Problem, wie die vergleichende Anatomie mit der Orientierung am Menschen als ihrer leitenden, wenngleich unausgewiesenen „Vorstellungsart“<sup>29</sup> umzugehen habe. Diese Orientierung bleibt für Goethe unausweichlich, doch warnt er davor, sie einfach auf den Gegenstandsreich der Forschungen zu übertragen, weil man so aus dem obsoleten Denken der Zweckmäßigkeit nicht herauskomme. Will man nach Goethe statt dessen die „vollkommene Organisation“, die Wechselwirkung zwischen lebenden „Gestalten“ und ihren umgebenden „Elementen“<sup>30</sup> beschreiben – und will man als Anatom diese *Organisation* anhand der *Organe* beschreiben –, dann bedarf es einer neuartigen Form der Beobachtung, die empirische Genauigkeit und spekulative Generalisierung miteinander verbindet. Diese Verbindung von Einzelbeobachtung und Verallgemeinerung wird im *Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre* charakteristischerweise in Frageformeln gefasst:

Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichern Bau der Bildung? welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen[.] was wirkt

<sup>27</sup> Vgl. hier nur die bekannteste Erwähnung, den Eintrag zum 17.4.1787 aus dem zweiten Teil der – volle dreißig Jahre später redigierten – Beschreibung der italienischen Reise (*Aus meinem Leben. Zweiter Abteilung zweiter Teil*, 1817), wo beim Besuch des botanischen Gartens in Palermo die „alte Grille“ erwähnt wird, „ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben!“ (MA, Bd. 15, S. 327).

<sup>28</sup> So – wiederum in Goethes retrospektiver Wiedergabe – der Kommentar Schillers, als Goethe zeichnerisch „eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen“ ließ: „das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee“ („Glückliches Ereignis“, in: MA, Bd. 12, S. 86-90 (S. 88f.)).

<sup>29</sup> Goethe: „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre“, in: MA, Bd. 4.2, S. 179-184 (S. 179).

<sup>30</sup> Ebd., S. 182.

ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf eben diese allgemeine Gestalt?<sup>31</sup>

Um also die partikularen „Gestalten“ und „Elemente“ von vornherein als allgemeine wahrzunehmen, bedarf es nicht etwa eines genaueren, sondern eines *schöneren* Blickes – eines ästhetisierenden Blickes, wie man sagen könnte, wobei es aber nicht um Ästhetisierung im Sinne der Verschönerung geht, sondern darum, das Schöne auf den Modus des Ästhetischen selbst, auf die Art und Weise der Wahrnehmung, zu beziehen. Dieser Blick dient nicht ohne weiteres der besseren Durchleuchtung oder der Auflösung von Komplikationen, sondern er geht „in den geheimnisreichern Bau der Bildung“. Das heißt: Der Bau wird in dem Maße geheimnisreicher, in dem der Blick schöner wird.

„Schöner“ und „geheimnisreicher“: Es ist für eine Methodologie des Vergleichs nicht uninteressant, dass hier zwei *absolute Komparative* verwendet werden. Dieses grammatische Phänomen ist zugleich ein rhetorisches, das vor allem um die Mitte des 18. Jahrhunderts gern verwendet wurde. Dabei handelt es sich um einen Topos des Erhabenen wie des Empfindsamen, der in dieser Funktion besonders häufig bei Klopstock zu finden ist. Ein solcher Komparativ wird ‚absolut‘ genannt, weil er nicht im Vergleich zu einem vorherigen Positiv steht. Es gibt in Goethes Text zuvor kein ‚schön‘ und ‚geheimnisreich‘, die hier gesteigert würden, sondern die gesteigerten Adjektive stehen für sich. Ein wenig überspitzt könnte man sagen, dass eben dies die Form ist, die die Allgemeinheit des Vergleichs bei Goethe einnimmt: die Form eines Vergleichs, der sich von der Bindung an das Vergleichene ablöst. Wichtig ist dabei allerdings, dass diese Absolutheit an der zitierten Stelle wiederum nicht schlechthin absolut ist, denn es werden ja zwei absolute Komparative miteinander ins Verhältnis gesetzt, die sich aneinander steigern: Die ästhetische Qualität des ‚Blicks‘ bedingt die Art der Einsicht in den ‚Bau‘.

### 3. Novalis: *Allgemeines Brouillon*

In den Jahren 1798 und 1799 legte Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, eine mehrhundertseitige, enzyklopädisch ausgerichtete Notzensammlung an, der die späteren Herausgeber den Titel *Das allgemeine Brouillon* gaben.<sup>32</sup> Abgeleitet wurde der Titel aus einer Notiz, die sich in eben diesem Konvolut findet:

Gravitationslehre – und Arythmetika universalis will ich zuerst durchgehn. Jener soll Eine Stunde, dieser 2 Stunden gewidmet werden. Was mir neben-

<sup>31</sup> Ebd., S. 183.

<sup>32</sup> Vgl. den Kommentar in: Novalis: *Werke, Tagebücher und Briefe*, hg. von Hans-Joachim Mahl/Richard Samuel, München/Wien 1978, Bd. 3, S. 471.

her einfällt, wird in das *allg[emeine] Brouillon* mit hineingeschrieben. Die übrige Zeit wird theils dem Roman, theils vermischter Lektüre gewidmet – und d[er] Chymie und Encyclopaedistik überhaupt.<sup>33</sup>

Das Allgemeine ist in diesem Zusammenhang also zunächst einmal nicht mehr und nicht weniger als die Kladde, das Notizheft, eben das „Brouillon“, des universal interessierten Autors Hardenberg, in das er alles notiert, was ihm „nebenher einfällt“. Somit wird das „allgemeine Brouillon“ aber auch zum Inbegriff einer enzyklopädistischen Schreibweise. Dabei ist das Allgemeine eine *extensionale* Bestimmung, bezieht sich also auf den *Umfang* des Vergleichs – in erkenntnistheoretisch-logischer, aber auch in ganz materieller Hinsicht, mit Blick auf die schriftstellerischen Techniken, als Aufschreibbarkeit von allem und jedem. Zu dieser Umfangsbestimmung des Allgemeinen gehört als Gegenpart die Überzeugung, dass im Inneren eines solchen Brouillons geradezu zwangsläufig Zusammenhang entsteht. Novalis benutzt dafür mit Vorliebe den Ausdruck „Analogie“ oder auch „Analogistik“: „Alle Ideen sind verwandt. Das Air de Famille nennt man Analogie“;<sup>34</sup> „Calcül der Analogie – Ausführung eines Gleichnisses“;<sup>35</sup> „ENC[YCLOPAEDISTIK]. Analogistik. Die Analogie – als Werckzeug, beschrieben und ihren mannigfaltigen Gebrauch gezeigt.“<sup>36</sup>

Den ontologischen Grund für die erkenntnistheoretische Bedeutung der Analogistik sieht Hardenberg in einer wesentlichen Übereinstimmung, die zwischen dem erkennenden, forschenden Intellekt und der Welt der Erscheinungen insgesamt herrscht. Nur unter dieser Voraussetzung ist für ihn Erkenntnis überhaupt möglich, und eben deshalb richtet er auch sein methodologisches Interesse immer wieder auf die Bedeutung von Analogien. Vor diesem Hintergrund widmet er den vergleichenden Wissenschaften einige Aufmerksamkeit, namentlich in der Version des Vergleichs von vergleichenden Disziplinen. Zwei aufeinanderfolgende Einträge im *Allgemeinen Brouillon* zeigen, wie dieses Ineinandergreifen verschiedener Ebenen von Analogie und Vergleich argumentativ vollführt wird, nämlich im Stil einer Kette von Schlussfolgerungen:

Der menschl[iche] Geist kann die äußern Symptome und ihre Compositionen approximando nachmachen – er muß also Analogie mit den Bestandtheilen und *Naturkräften* haben –

Schlüsse daraus. / Ausgeführte vergleichende Betrachtung d[er] Natur und Kunst und Folgerungen aus der Vergleichenden W[issenschaft] von beyden.

<sup>33</sup> Novalis: „Das allgemeine Brouillon (Materialien zur Enzyklopädistik)“, in: ebd., Bd. 2, S. 473-720 (S. 513, Nr. 231).

<sup>34</sup> Novalis: „Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentsammlungen“, in: ebd., Bd. 2, S. 329 (Nr. 72).

<sup>35</sup> Novalis: „Das allgemeine Brouillon“, S. 665 (Nr. 795).

<sup>36</sup> Ebd., S. 556 (Nr. 431).

Vergleichende Anatom[ie] – Vergleichende Chymie.  
Vergl[eichende] Anatom[ie] und Chym[ie] zusammengenommen.<sup>37</sup>

Am Anfang des ersten Notats steht die doppelte These, dass Erkenntnis eine Nachahmung der „äußern Symptome“ durch den Geist sei und dass diese Nachahmung ihrerseits – „also“ – überhaupt erst durch ein analogisches Wechselverhältnis zwischen Geist und Außenwelt möglich werde. Anknüpfend an dieses „also“ werden weitere „Schlüsse“ erwogen oder in Aussicht gestellt. Sie bestehen in einer „vergleichenden Betrachtung“ der beiden zuvor entworfenen Bereiche, die nun „Natur und Kunst“ genannt werden, sowie in erneuten „Folgerungen“, die daraus zu ziehen wären. Als eine solche Folgerung kann das anschließende Notat verstanden werden. Die zuvor genannte vergleichende Natur-Kunst-Wissenschaft erscheint hier zunächst in Gestalt zweier jeweils einzeln genannter Vergleichsdisziplinen – vergleichende Anatomie und Chemie –, die dann aber wiederum „zusammengenommen“ werden – als ein Vergleich des Vergleichs, der die zugrundegelegte Analogik in Form einer metadisziplinären Methodik umsetzt.

Die Bemerkung „zusammengenommen“ verdeutlicht Hardenberg an dieser Stelle durch eine Klammer, die die Wörter „Anatomie“ und „Chymie“ verbindet. Auch an anderen Stellen des *Allgemeinen Brouillons* wird auf diese Weise der Vergleich unmittelbar diagrammatisch anschaulich ins Schrift-Bild gerückt: in Form von Klammern, Listen oder ausgeschrieben Formeln, insbesondere Gleichungen, wie im folgenden Notat:

Die Gleichung für den *Menschen* ist Leib = Seele – für das Geschlechte – Mann = Weib.

(Die Polarität ist eine *reale* Gleichung.)

(Glieder heißen d[ie] Theile, die mit + und – zusammenhängen.)

0 ist das generale Gleichungsglied der vereinigten Gl[eichungs]Glieder.<sup>38</sup>

Die Faszination für Gleichungen hängt mit der für den Vergleich eng zusammen. Dabei scheint im Fall der Gleichung das Vergleichen mit dem Identifizieren zusammenzufallen. Allerdings ist zu betonen, dass in Formeln wie „Leib = Seele“ und „Mann = Weib“ zwar das Gleichheitszeichen gesetzt wird, die damit verbundenen Terme aber gerade nicht als ohne weiteres identisch, sondern als Polaritäten verstanden werden. Es sollen also, wie Hardenberg andeutet, zwei „Glieder“ nur insofern gleich gesetzt werden, dass sie zwar im Grunde identisch sind, aber gegensätzliche Vorzeichen, Plus und Minus, tragen. Wenn man die so verglichenen Terme „vereinigt“, also addiert, erhält man die Null, die daher als das „generale Gleichungsglied“ solcher polarer Gleichungen bezeichnet werden kann.

<sup>37</sup> Ebd., S. 666f. (Nr. 799f.).

<sup>38</sup> Ebd., S. 704 (Nr. 1040).

Sehr deutlich wird bei derartigen Operationen, dass auch dasjenige Vergleichen, das auf Gleichsetzungen hinausläuft, Unterschiede nicht nivelliert, sondern mit ihnen operiert. Die Gleichsetzbarkeit wird zwar durchaus als wesentliche Affinität der verglichenen Gegenstände verstanden, sie ist aber ohne die Strukturierung und Sortierung dieser Gegenstände – etwa zu polaren Oppositionspaaren – nicht vorstellbar. Ausdrücklich heißt es in einem der folgenden Notate: „Unser Geist ist ein Verbindungsglied des *völlig Ungleichen*.“<sup>39</sup> Um so mehr fordert Hardenberg eine Kunstfertigkeit im Vergleichen, bei der die Individualität der Gegenstände erkennbar bleibt, *indem* sie in Verbindungen und Zusammenhänge gestellt werden. Darauf zielt seine Kritik der zeitgenössischen Wissenschaften, gerade der empirischen, die mit ihren „Erfahrungen und Experimenten noch viel zu sorglos“ umgingen:

Man überlegt die Erfahrungen, in Beziehung auf Schlüsse, nicht sorgfältig genug – Man nimmt nicht jede Erfahrung, als Function und Glied einer Reihe an – man ordnet – vergleicht – und simplifizirt die Erfahrungen nicht genug – man prüft einen Gegenstand nicht mit allen *Reagentien* – man vergleicht ihn nicht fleißig – und mannichfach genug. (Im Verg[leich] ist das Untersch[eiden] mit begriffen.)<sup>40</sup>

Die hier geforderte Unterscheidungslehre richtet sich auch und gerade auf das Allgemeine. Vor allem in seiner wissensordnenden Funktion – in Kategorien wie System, Gattung, Klasse – wird es im *Allgemeinen Brouillon* entschieden prozessualisiert, also verzeitlicht, was sich konkret in der Vorliebe für verbale statt für substantivische Verwendungen der Allgemeinbegriffe zeigt. So geht es Hardenberg erklärtermaßen nicht um die Erstellung eines fixierbaren enzyklopädischen Systems, sondern um „Möglichkeit und Anwendbarkeit d[es] *Systematisirens* überhaupt“;<sup>41</sup> es geht ihm nicht um „einfache Definitionen“, sondern um „*Definiren en masse*“ sowie um die Definition als „*Constructionsformel d[er] Begr[iffe]*“;<sup>42</sup> und es geht ihm nicht um die Festlegung logischer Genera, sondern um „die *freye Generationsmethode d[er] Wahrheit*“.<sup>43</sup>

Diese Prozessualität im Zusammenhang von Allgemeinheit und Vergleich ist fortwährend zu bedenken, sobald Novalis seinen oft zitierten „Zauberstab der Analogie“ schwingt<sup>44</sup> – auch wenn er dabei in der Tat oft zu weitgreifenden, teils kuriosen Analogie- und Ähnlichkeits-Befunden kommt,

<sup>39</sup> Ebd., S. 705 (Nr. 1048).

<sup>40</sup> Ebd., S. 668 (Nr. 805).

<sup>41</sup> Ebd., S. 669 (Nr. 813).

<sup>42</sup> Ebd., S. 674 (Nr. 849).

<sup>43</sup> Ebd., S. 687 (Nr. 924).

<sup>44</sup> So in „Die Christenheit oder Europa“: „An die Geschichte verweise ich euch, forscht in ihrem belehrenden Zusammenhang, nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberstab der Analogie gebrauchen“, in: ebd., S. 731-750 (S. 743).

so etwa in der folgenden Notiz aus dem *Allgemeinen Brouillon* über die „Ähnlichkeiten v[on] Kranckheiten“:

(Ähnlichkeit des *Nasenschleims* und d[es] Saamens – ähnlicher Geruch im Catarrh – der *Galle* und d[es] *Speichels*. Des Urins und d[er] Ausdünstungsma-  
terie etc.) (D[as] Gehirn gleicht den Hoden.)<sup>45</sup>

Selbst in solchen Passagen herrscht nicht bloße Gleichmacherei oder bloßer „Beziehungswahn“.<sup>46</sup> Die von Novalis verzeichneten Ähnlichkeiten und Gleichheiten transportieren immer auch die Differenz der verglichenen Gegenstände und stellen den Konstruktivismus des Vergleichens selbst heraus. Das Vergleichen als erkenntnistiftender Prozess wird damit zu einer produktiven, kreativen, wissenserzeugenden und mithin poetischen Tätigkeit. Daher und in dieser Weise gilt für Novalis, dass, wie bereits zitiert, das „*Calcül der Analogie*“ auf die „*Ausführung eines Gleichnisses*“ hinausläuft.<sup>47</sup> Gerade die Bezeichnung „Gleichnis“ bündelt die vielfache Erscheinungsform vergleichender Verfahren – zwischen analogischer Erkenntnistheorie, mathematischem Kalkül und dichterischer Bildlichkeit.<sup>48</sup>

#### 4. Kanne: Allgemeine Mythologie

Im selben Jahr wie Friedrich Schlegels *Indier*-Buch, 1808, erschien eine mythengeschichtliche Abhandlung des späteren Göttinger Orientalistikprofessors Johann Arnold Kanne unter dem Titel *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie*. Dabei handelt es sich um eine der ersten unter den vielen vergleichenden Mythengeschichten, die im deutschen Sprachraum eine plötzliche Konjunktur erlebten. Die teils überaus umfangreichen, in jedem Fall aber materiell überbordenden Kompendien von Autoren wie Friedrich Creuzer, Joseph Görres und dem frühen Jacob Grimm – auch Kanne selbst ließ mehrere Folgebände erscheinen – vollführen einerseits einen extensiven Vergleich mythologischer Motive aus allen nur greifbaren Überlieferungen; andererseits argumentieren sie oft schon in den Titelfor-

<sup>45</sup> Novalis: „Das allgemeine Brouillon“, S. 686 (Nr. 918).

<sup>46</sup> So der oft zitierte Argwohn von Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/M. 1986, S. 234.

<sup>47</sup> Novalis: „Das allgemeine Brouillon“, S. 665 (Nr. 795).

<sup>48</sup> Vgl. dazu auch den Eintrag „Gleichnis“ im *Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Bd. 7 („Vierter Band I. Abteilung 4. Teil“), bearb. von Hermann Wunderlich u.a. (1949), München 1999, Sp. 8184-8204. Demzufolge bedeutet das Wort u.a. „*ähnlichkeit, gleichartigkeit, gleichheit*“ (Sp. 8191) und dient „*zur bezeichnung solcher größen, die einander an rang und wert, an grad oder masz gleichkommen*“ (Sp. 8195). Erst relativ spät verengt es sich auf die Bedeutung der „*vergleichenden oder bildlichen rede*“ (ebd.).



mulierungen mit dem Begriff des Allgemeinen, der eine Reduktion oder Inklusion des versammelten Materials verspricht.<sup>49</sup>

Entscheidend für dieses doppelte Forschungsinteresse ist die sprachliche Medialität dessen, was in jenen Untersuchungen Mythos genannt wird. Schon in den topisch angelegten Mythographien des Barock, auf die die allgemeine Mythologie um 1800 immer wieder zurückgreift – das gilt insbesondere für Gerard Vossius' *De theologia gentili* (1641) –, waren die Namen der Götter die wichtigsten ‚Örter‘ gewesen, um die mythologischen Versatzstücke zu archivieren und somit die festgestellte Ähnlichkeit der Mythen untereinander immer wieder neu zur Sprache zu bringen.<sup>50</sup> In der allgemeinen Mythologie weitet sich dieses Verfahren in zweifacher Hinsicht aus: Die Menge der für vergleichbar erklärten Überlieferungen wächst im Zuge der empirischen Vermehrung von Kenntnisse über außereuropäische Sprachen zum Ende des 18. Jahrhunderts erheblich an; und die Anzahl der vergleichbaren Wörter aus diesen Sprachen vermehrt sich, weil nun nicht mehr nur die Namen herangezogen werden, sondern auch andere wie mythologische Namen behandelte Wörter. Die Sprachlichkeit jeglicher mythologischer Tradition wird zum methodischen Apriori – deshalb können sich, so Johann Arnold Kanne, „mythologische und Sprachuntersuchungen nie trennen.“<sup>51</sup>

Ein Abschnitt aus Kannes *Ersten Urkunden der Geschichte* mag illustrieren, welche Darstellungsweise diesem Apriori gerecht werden sollte. Es handelt sich um einen Auszug aus einer insgesamt fünfzigseitigen Passage mit der Überschrift „Götter, erste Menschen, Riesen“.<sup>52</sup> Kanne bespricht hier verschiedene Schöpfungsmythen, vor allem Erzählungen von der Formung der ersten Menschen aus Materialien wie Holz und Stein. Er verfolgt dieses Motiv in indischen, vorderorientalischen, hebräischen, griechischen, römischen, skandinavischen und germanischen Überlieferungen und kommt dabei immer wieder zur Behauptung prägnanter Übereinstimmungen wie:

<sup>49</sup> Einige Titel: Johann Jakob Wagner: *Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt* (1808); Othmar Frank: *Das Licht vom Orient* (1808); Joseph Görres: *Mythengeschichte der asiatischen Welt* (1810); Friedrich Creuzer: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen* (1810-1812); Johann Arnold Kanne: *Pantheum der Aeltesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker* (1811); ders.: *System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen* (1813); Jacob Grimm: *Irmenstraße und Irmensäule. Eine mythologische Abhandlung* (1815). Vgl. dazu und zum Folgenden Willer: *Poetik der Etymologie*, S. 103-171 („Vergleichende Verfahren: Etymologie in der romantischen Mythographie“).

<sup>50</sup> Zur barocken Mythographie vgl. Gerhart von Graevenitz: *Mythos. Zur Geschichte einer Denkgewohnheit*, Stuttgart 1987, S. 58-65; Willer: *Poetik der Etymologie*, S. 56-58.

<sup>51</sup> Johann Arnold Kanne: *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie*, Bayreuth 1808, S. 71.

<sup>52</sup> Ebd., S. 347-398.

„Die griechische Tradition aber ist wieder die hebräische.“<sup>53</sup> Die eigentliche Argumentation vollzieht sich anhand einzelner Namen und Wörter, in etymologischen Sequenzen wie der folgenden:

Schon die Sprache leitete ab , das Volk, von , der Stein, und Homer hat eine Rückwandlung der Menschen in den Urstoff ( ). wie das Indische die des Krischna in Stein und Holzblock. Im Teutschen kam von Lüe, von Lüde, Leute, plattdeutsch und bey Ulphilas L ü t h das Mädchen. So *populus*, das Volk, von *populus*, die Pappel, im Indischen der Baum des Lebens P i p a l a . Im Skandinavischen heißen, wie im Griechischen Dorus, Achäus, Achilles, die erstgeschaffenen Bäume: nemlich A s k u r und E m b l a . Man versteht darunter Eschenbäume, wie im Griechischen Nymphen dieser Bäume, , aus der mit dem Blut Uranus vermischten Erde entstehen, und leitet A s k u r ab von von Ask, *aesculus*, die Esche. Hieß dies auch E m b l a , so war ein Wort der Sprache aus dem Mythos entstanden, denn es kam, wie die griechische Esche von Honig, Biene, von , Biene, Bienenschwarm, wovon noch das Wort H u m m e l . Das Grundwort ist das teutsche I m m e , die Biene, wovon , der Bienenberg. Denn von den Bienen des Bären im Paradies, die Zeus erzogen, und immer in seiner Eiche blieben, wie im Kultus des Simson, wurde der Ursprung des Menschengeschlechtes abgeleitet. Die ersten Menschen waren Bienen und Ameisen gewesen, aus dem Eichbaum oder der Tanne entstanden.<sup>54</sup>

In diesem Verfahren können wechselseitige Ähnlichkeiten von Wörtern (*las, Leute; populus, Pappel; melia, melissa, meli*) mit solchen von Mythologemen (Elemente, Bäume, Insekten) in immer neue Verbindungen gesetzt werden. Dabei kann mal die Sprache, mal der Mythos als treibende Kraft ausgemacht werden. Zu Beginn der zitierten Passage gilt eher das Erstere („Schon die Sprache leitete ab“), im Fortgang eher das Letztere („so war ein Wort der Sprache aus dem Mythos entstanden“).

Insgesamt kontrastiert der scheinbar sprunghafte Wechsel der Mythologie mit dem Versuch, die einzelnen Wörter möglichst gleitend, d.h. mit möglichst wenigen buchstäblichen Abweichungen, miteinander in Berührung zu bringen. Somit ergeben sich auch Spuren lautgesetzlicher Regularitäten wie in den griechischen Formen „ – eine Argumentationsweise übrigens, die Kanne in früheren Schriften wesentlich systematischer eingesetzt hatte. So unterscheidet er in der 1804 erschiene- nen Abhandlung *Ueber die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache* für das Griechische „dreierlei Hauche“, die zusammen mit „Vokalveränderungen in den ersten Stammwörtern“ bestimmte „Modifikationen

<sup>53</sup> Ebd., S. 369.

<sup>54</sup> Ebd., S. 369f.

im Begriffe“ ausdrücken sollen.<sup>55</sup> In dieser Regelmäßigkeit der Modifikation sieht Kanne dann auch die „Verwandtschaft“ des Griechischen und des Deutschen, scheint damit also eher dem Schlegelschen Strukturpostulat vorzuarbeiten als den eigenen weit ausgreifenden etymologischen Vergleichen.

Es wäre allerdings irreführend, den Kanne der *Ersten Urkunden der Geschichte* als nur mehr „anarchischen“ Mythologen zu sehen, der selbst den „möglichen Gewinn aus seinen früheren Forschungen zunichte“ gemacht habe.<sup>56</sup> Vielmehr zeigt sich in den nicht enden wollenden Sequenzen, in denen er sein mythologisches Material organisiert, das Spezifische seiner Vergleichstechnik. Wie schon bei Novalis zu sehen war, vermag gerade das forcierte Abzielen auf Gleichsetzungen den Konstruktivismus des Vergleichens sichtbar zu machen. Hier besteht es im Einsetzen immer neuer *tertia comparationis*: Die scheinbar überspannten Vergleiche zwischen Völkern und Steinen, Völkern und Bäumen, Menschen und Bienen werden überbrückt und plausibilisiert durch die jeweilige etymologische Verknüpfung, die das stets wechselnde ‚Dritte‘ darstellt. Somit werden die Sequenzierung von Wortketten und die Vergleichung mythischer Topoi übereinandergeblendet. Das Allgemeine der „allgemeinen Mythologie“ betrifft den Zuständigkeitsbereich dieses Verfahrens – das Vermögen, potenziell alle Überlieferungen zu integrieren. Eine solche extensionale Bestimmung des Allgemeinen berührt sich wiederum mit der bei Novalis getroffenen: Das „allgemeine Brouillon“ wie die „allgemeine Mythologie“ sind gleichsam Container vergleichender Verfahren.

Wie bereits zitiert, lautet Kannes methodologische Prämisse, dass mythologischer Vergleich und etymologische Sequenztechnik nicht voneinander zu trennen sind. Die Isolierung und Stillstellung einzelner Mythologeme ist daher kaum möglich – was auch ganz konkret bibliographisch gilt: Weder in Kannes Büchern noch irgendwo sonst in den Kompendien allgemeiner Mythologie um 1800 finden sich Register, mit dem man Namen, Wörter oder Dinge auffinden könnte. Gerade in ihrer Unordnung sind aber die mythologischen Versatzstücke – so das von Adolph Wagner verfasste Nachwort in einem späteren Buch Kannes – „heilige Trümmer“, die „wechselseitig sich ergänzen“. Mit Blick auf einige besonders auffällig rekurrente Mythologeme charakterisiert Wagner Kannes Schriften insgesamt als „gigantische Granitpyramide der Völker, welcher in großartigem Durcheinander Stier, Haus, Thüre, Becher in vier Richtungen, Auge, Hand, Finger, Mund, Vogel und Vogelschlange, das geflügelte Weltei und das Elementenkreuz, eben als Bild,

<sup>55</sup> Johann Arnold Kanne: *Ueber die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache*, Leipzig 1804, S. 1f.

<sup>56</sup> So Sergej A. Romaschko: „Zur Vorgeschichte von Grimms Gesetz. Der Beitrag Johann Arnold Kannes“, in: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 5 (1995), S. 35-54 (S. 43).

Name, oder Zahl, oder auch als alles dies zumal, eingehauen sind.“<sup>57</sup> In eben dieser Hypostasierung des „großartigen Durcheinander“, des selbst angeordneten Chaos, zur eigentlichen Erscheinungsform des Mythos zeigt sich die Bedeutung des Allgemeinen in der allgemeinen Mythologie: als Fähigkeit zur denkbar weitgreifenden Inklusion.

Auf diese Weise nimmt Kanne auch den Begriff des Pantheismus als eine der um 1800 meistdiskutierten religionsphilosophischen Kategorien für seine mythologischen Vergleichungsverfahren in Anspruch. Schon das nominelle Setzen auf Alles („Pan-“) verheißt Inklusionsfähigkeit: ‚Pantheistisch‘ ist die Art, wie sich das Göttergewimmel des Pantheons in den Szenarien der allgemeinen Mythologie versammelt. So rückt diese Kennzeichnung in den Titel von Kannes 1811 erschienener Schrift *Pantheum der Aeltesten Naturphilosophie*, als ein Programm gegen die „gewöhnliche kritische Art, die in der Geschichte nicht weniger als in der Naturwissenschaft alle Einung des Verschiedenen meiden zu müssen glaubt, und dann beim sorgfältigen Unterscheiden wohl den Misgriff des Scheidens thut.“ Dieser Kritizismus, den Kanne an den philosophie- und theologiegeschichtlichen Abschnitten von Schlegels *Indier*-Buch bemängelt, leite genealogisch „mehrere aus oder nach einander entstandene Lehren“ ab, von denen der Pantheismus als Mischform „die späteste und schlechteste“ sei.<sup>58</sup> Es liegt demgegenüber in der Logik des Vergleichens in der allgemeinen Mythologie, keine Konkurrenz verschiedener Götterlehren, sondern ihre Kohärenz untereinander aufzuweisen:

Hätte Schlegel nur die Bemerkung, daß die Lehre der Chinesen unverkennbar mit dem Dualismus der Perser übereinstimme, und wie in der persischen Zweiheitslehre die beiden Prinzipie, so im Chinesischen Zahlenpantheismus die Linien *Yang* und *Yn*, *Licht* und *Finsterniß* geheißen etc., mit Gründlichkeit weiter verfolgen wollen, so würde er, statt den Pantheismus aus dem Dualismus entstehen zu lassen, diesen aus jenem abgeleitet, beide aber als ursprünglich vereint, also einen dualistischen Pantheismus angenommen haben, der denn eben die wahre Philosophie selbst ist.<sup>59</sup>

So wie hier wird immer wieder der Antagonismus widerstreitender religiöser Dogmatiken mit Bekundungen einer allgemeinen Inklusion für beendet und aufgehoben erklärt. Es geht also nicht um Philosophien und Theologien, die den verglichenen Mythologemen als Substanz unterliegen sollen. Die

<sup>57</sup> Adolph Wagner: „Uebersicht des mythischen Systems“, in: Kanne: *System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen*, Leipzig 1813, S. 565-611 (S. 603).

<sup>58</sup> Johann Arnold Kanne: *Pantheum der Aeltesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker*, Tübingen 1811, S. 10.

<sup>59</sup> Ebd., S. 11.

allgemeine Mythologie trifft keine Wahrheitsaussagen, sondern veranstaltet ihre eigene Allgemeinheit.

### Schluss

Die kursorische Sichtung der Positionen von Schlegel, Goethe, Novalis und Kanne hat unterschiedliche Erscheinungsweisen und Funktionen des Allgemeinen im Textkorpus vergleichender Wissenschaften um 1800 aufgewiesen: Es kann Zielvorgabe, aber auch Grenzbestimmung des Vergleichs sein, seine Bezugsgröße, aber auch sein Umfang oder Medium. Durchweg steht das Allgemeine in enger Verbindung zum Problem des *tertium comparationis*, somit zu dem der Vergleichbarkeit als solchem – und zwar in so enger Verbindung, dass man sagen könnte, das Allgemeine sei letztlich nichts anderes als der metaphysische Begriff für das, was in methodologischer Hinsicht unter Vergleichbarkeit firmiert. Dieser Befund trifft sich mit einer Feststellung, die Carsten Zelle vor einiger Zeit für die literaturwissenschaftliche Komparatistik getroffen hat: dass nämlich „das Allgemeine [...] als *tertium comparationis* die Möglichkeitsbedingung der Vergleichung erst schafft [...] Die Leistung des Vergleichs besteht darin, daß er sowohl die Besonderheit bzw. die Eigenart der jeweiligen Komparata, d.h. das, was sie trennt, als auch ihre Allgemeinheit, d.h. das, was sie verbindet, herausarbeitet.“<sup>60</sup>

Angesichts der teils überaus weitläufigen extensionalen Bestimmung vergleichender Wissenschaften um 1800 wird man allerdings diese funktionale Sichtweise um eine spekulative, futurische ergänzen müssen, in der das Allgemeine nicht nur die ‚Möglichkeitsbedingung‘ der jeweiligen Vergleichung schafft – womit es ja wieder partikularisiert wird –, sondern auch den Horizont vergleichender Wissenschaft überhaupt darstellt. Diese Sichtweise wurde hundert Jahre nach der hier beobachteten Konstellation in diversen Äußerungen zur Methodenlehre der Geisteswissenschaften unterstrichen. Zum Ende des 19. Jahrhunderts war die vergleichende Methode nach der Einschätzung Adolf Harnacks „geradezu zur Herrscherin in der Wissenschaft geworden“, der sich „keine einzige Disziplin“ entziehen konnte; Wilhelm Dilthey stellte fest, für die historische Schule sei „die vergleichende Methode das einzige Verfahren, zu Wahrheiten von größerer Allgemeinheit aufzusteigen“; und Hermann Usener hoffte, man werde auf vergleichendem Wege mehr und mehr zu „allgemeinen Gesetzen“ gelangen, „nach denen die einzelnen Lebensäußerungen der Völker sich entwickeln und gegenseitig bedingen“.

<sup>60</sup> Carsten Zelle: „Komparatistik und *comparatio* – der Vergleich in der Vergleichenden Literaturwissenschaft. Skizze einer Bestandsaufnahme“, in: *Komparatistik. Jahrbuch der DGA VL* (2004/2005), S. 13-33 (S. 28f.).

Diese und ähnlich lautende Zitate wurden weitere fünfzig Jahre später von Erich Rothacker in seinem Aufsatz *Die vergleichende Methode in den Geisteswissenschaften* versammelt.<sup>61</sup> Sein rhapsodisch formuliertes Programm einer „allgemeinen vergleichenden Kulturwissenschaft“ oder „allgemeinen vergleichenden Menschheitswissenschaft“, die auf Grundlage einer „allgemeinen, vergleichenden Wissenschaftslehre aller Geisteswissenschaften“ zu formulieren sei,<sup>62</sup> mag heute zwar gewiss nicht mehr die Richtung, aber immer noch einige hilfreiche Fragen zur „Spannung von historisch individuellen und Ähnlichem, Regelmäßigem“ vorzugeben – Fragen wie: „Was heißt aber ‚Ähnlichkeit‘? Welche Voraussetzungen hat der Eindruck von Ähnlichkeiten? Gibt es Grade der Individuation? In welchem Verhältnis stehen Regelmäßigkeiten zu Gesetzlichkeiten?“, um nur den Anfang des langen Fragenkatalogs zu zitieren, mit dem Rothacker seinen Aufsatz beschließt.<sup>63</sup>

Zusammengefasst erweist sich für die Vergleichsmethodik um 1800 sowie für ihre historische Erschließung das Foucaultsche Konzept des ‚direkten‘, rein strukturbezogenen Vergleichs als zunehmend problematisch. Wie man vor allem Goethes Kritik der vergleichenden Anatomie entnehmen kann, ist ein ‚direkter‘ Vergleich als solcher eigentlich nicht vorstellbar; er bedeutet weniger das Ausschalten als das Außerachtlassen des *tertium comparationis* – womit das Problem des Allgemeinen nicht erledigt wäre, sondern sich nur der historischen Kritik entzöge. Das ‚und‘ in ‚allgemeinen und vergleichenden‘ Wissenschaften ist somit als eine erkenntnistheoretische, historische und methodische Aufgabenstellung zu verstehen. Auch für die heutige Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, die den Ausgangspunkt der vorliegenden Überlegungen darstellte, bedeutet das ‚und‘ weniger die Trennung zwischen zwei verschiedenen Forschungstraditionen als die Forderung, die gedanklichen Operationen des Vergleichens und Verallgemeinerens aufeinander zu beziehen.

<sup>61</sup> Erich Rothacker: „Die vergleichende Methode in den Geisteswissenschaften“, in: *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft* 60 (1957), S. 13-33, die genannten Zitate auf S. 14-16.

<sup>62</sup> Ebd., S. 31.

<sup>63</sup> Ebd., S. 31f.

## Literaturverzeichnis

- Aristoteles: *Metaphysik. Schriften zur Ersten Philosophie*, übers. von Franz F. Schwarz, Stuttgart 1970.
- Blumenbach, Johann Friedrich: *Handbuch der vergleichenden Anatomie* (1805), 2. verbesserte und vermehrte Aufl., Göttingen 1815.
- Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/M. 1986.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Bd. 7, bearb. von Hermann Wunderlich u.a. (1949), München 1999.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (1966), übers. von Ulrich Köppen, Frankfurt/M. 1995.
- Goethe, Johann Wolfgang: „Versuch über die Gestalt der Tiere“, in: ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*, hg. von Karl Richter, München/Wien 1985-1998, Bd. 4.2, S. 134-145.
- Goethe, Johann Wolfgang: „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre“, in: ebd., S. 179-184.
- Goethe, Johann Wolfgang: „Morphologie“, in: ebd., S. 188.
- Graevenitz, Gerhart von: *Mythos. Zur Geschichte einer Denkgewohnheit*, Stuttgart 1987.
- Hagner, Michael/Manfred Laubichler (Hg.): *Der Hochsitz des Wissens. Das Allgemeine als wissenschaftlicher Wert*, Berlin 2006.
- Kanne, Johann Arnold: *Ueber die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache*, Leipzig 1804.
- Kanne, Johann Arnold: *Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie*, Bayreuth 1808.
- Kanne, Johann Arnold: *Pantheum der Aeltesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker*, Tübingen 1811.
- Kanne, Johann Arnold: *System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorruckens der Nachtgleichen*, Leipzig 1813.
- Novalis: „Das allgemeine Brouillon (Materialien zur Enzyklopädistik)“, in: ders.: *Werke, Tagebücher und Briefe*, hg. von Hans-Joachim Mähl/Richard Samuel, München/Wien 1978, Bd. 2, S. 473-720.
- Novalis: „Die Christenheit oder Europa“, in: ebd., S. 731-750.
- Romaschko, Sergej A.: „Zur Vorgeschichte von Grimms Gesetz. Der Beitrag Johann Arnold Kannes“, in: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 5 (1995), S. 35-54.
- Rothacker, Erich: „Die vergleichende Methode in den Geisteswissenschaften“, in: *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft* 60 (1957), S. 13-33.
- Schlegel, Friedrich: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hg. von Ernst Behler u.a., München/Paderborn u.a. 1958ff., Bd. 8, S. 105-433.
- Wagner, Adolph: „Uebersicht des mythischen Systems“, in: Johann Arnold Kanne: *System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorruckens der Nachtgleichen*, Leipzig 1813, S. 565-611.
- Willer, Stefan: *Poetik der Etymologie. Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik*, Berlin 2003.
- Zelle, Carsten: „Komparatistik und comparatio – der Vergleich in der Vergleichenden Literaturwissenschaft“, in: *Komparatistik. Jahrbuch der DGAVL* (2004/05), S. 13-33.